

Ich habe schon immer meinen Mann gebeten, er solle sich eine zweite Frau nehmen.“

„Ich weiß eine junge, kräftige, eine gute Hilfe für dich“, rief eine ältere Nachbarin.

„Ach“, klagte die Wöchnerin, „er will nicht. Eine zweite Frau ist zu teuer.“

Die Hebamme schrieb einige Worte auf einen Zettel. „Ein Stärkungsmittel für die Wöchnerin. Kann eine von euch lesen?“

Tiefes Schweigen.

Endlich begann die alte Frau zu lachen: „Eine Frau, sagt man, soll nicht schreiben und lesen lernen, damit sie keine Liebesbriefe schreiben kann. Wozu haben wir denn auch Schreiber auf dem Platz vor der Moschee?“

„Ich werde die Arznei morgen selber mitbringen“, sagte meine Begleiterin mit einem Seufzer.

Und ich begriff. Die Frau des Volkes hat kein Gesicht. Bis zu den Füßen ver mummt, statt des Hauptes eine dunkle Kugel, gleicht sie einem gespenstischen Wesen ohne Augen und Mund. Sie darf nur Leib sein, der gebiert, Körper, der trägt und schleppt. Viel mehr als ein willenloses Werkzeug der Liebe, ist die Orientalin heute noch die Arbeitsklavin des Mannes, seine Dienerin, die er in einer uralten Leibeigenschaft seit Jahrhunderten ausbeutet.

Als ich kurz darauf meinen Mann auf einer einsamen Fahrt durch die Wüste Sinai begleitete, sollte ich in einem Beduinenzelt diese Leibeigenschaft der Orientalin in noch stärkerem Maße erleben. Sind diese Nomaden Jäger und Krieger geblieben, so wird das Weib immer noch als eine Kriegsbeute behandelt, über die sie schrankenlos verfügen, die sie verschenken, ja, die sie töten können. Hier ist noch die Freiheit der Steppe, der Geruch der Wildheit. Als hinter den gelbgrauen Staubwolken die schwarzen viereckigen Zelte des Beduinenlagers auftauchten, jagten einige Beduinen auf schön geschmückten Pferden und Kamelen in rasendem Galopp auf uns zu. Es waren gerade die Tage des Beiram-Festes, und wir wurden zufällig Zuschauer einer Fantasia, eines Wettreitens, bei dem die Männer mit gellendem Kampfruf auf ihren Tieren durch die Luft zu tanzen schienen.

In einem schwarzen Knäuel zusammengedrängt, standen die Frauen, und jedesmal, wenn ein Reiter den anderen über-

holte, stießen sie, ihn anfeuernd, wie bei einem barbarischen Kriegstanz, einen rasenden Zungentriller aus. Aber wer war dieser sonderbare dunkle Stoffklumpen, der hin und her zuckte und aus dem dieselben schrillen Laute hervortönten? Allmählich tauchten unter dem breiten Tuch die Köpfe von vier Beduinenweibern auf, die sich scheu vor den Blicken meines Mannes verkrochen hatten. Wie die anderen, trugen auch sie statt des Schleiers Ketten schwerer Goldmünzen vor dem Gesicht. Schutz und Schmuck zugleich. Wie zwei Girlanden, die schräg von der Stirn bis über das Kinn herabhingen, ließen diese Kettendolden nur einige nackte Streifen der Wangen und Schläfen und ein dunkles Blitzen in den Augenwinkeln frei. Inzwischen war ein junger Beduine, einer der schönsten Reiter, vom Pferde gesprungen und führte uns gastlich in sein Zelt. Mit unverhohlener Neugier betrachtete er mich, denn in diesen Gegenden ist die Europäerin, die unverschleierte Frau, die sich frei bewegt, noch beinahe eine Sensation. Er rollte den Teppich für uns auf, während seine beiden Frauen, die uns in achtungsvoller Entfernung gefolgt waren, den Kaffee zubereiteten. Die eine erschien mir hinter ihrer Schmuckmaske jung und schön, und ich bat sie, mir ihr Gesicht zu zeigen. Freundlich zog sie mich hinter einen Vorhang in den Frauenraum des Zeltes, wo in einem schmutzigen Stofflumpen, der an zwei Pfählen befestigt war, ein kleines, schreiendes Kind wie in einer Wiege schaukelte.

Ein Haufen roher Getreidekörner in einem Winkel, eine Kufe voll Milch, eine primitive Handmühle aus zwei flachen Steinen und ein Primuskocher, das war die ganze Einrichtung dieses Beduinenharems, in dem Ziegen und Hühner neben den Kindern schliefen und dessen Romantik sich aus einem märchenhaften Elend und erschreckender Bedürfnislosigkeit zusammensetzte. Die Beduinin nahm die Kette vom Gesicht; bräunlich schöne, feurige Züge kamen zum Vorschein.

„Was tust du den ganzen Tag?“ versuchte ich, sie mit einigen arabischen Brocken nach ihrem Leber auszufragen.

Die Frau deutete durch einen Spalt des Vorhangs auf ihren Mann und machte die Gebärde des Schlagens.

(Schluß auf Seite 654)